

Das Pfennig-Magazin

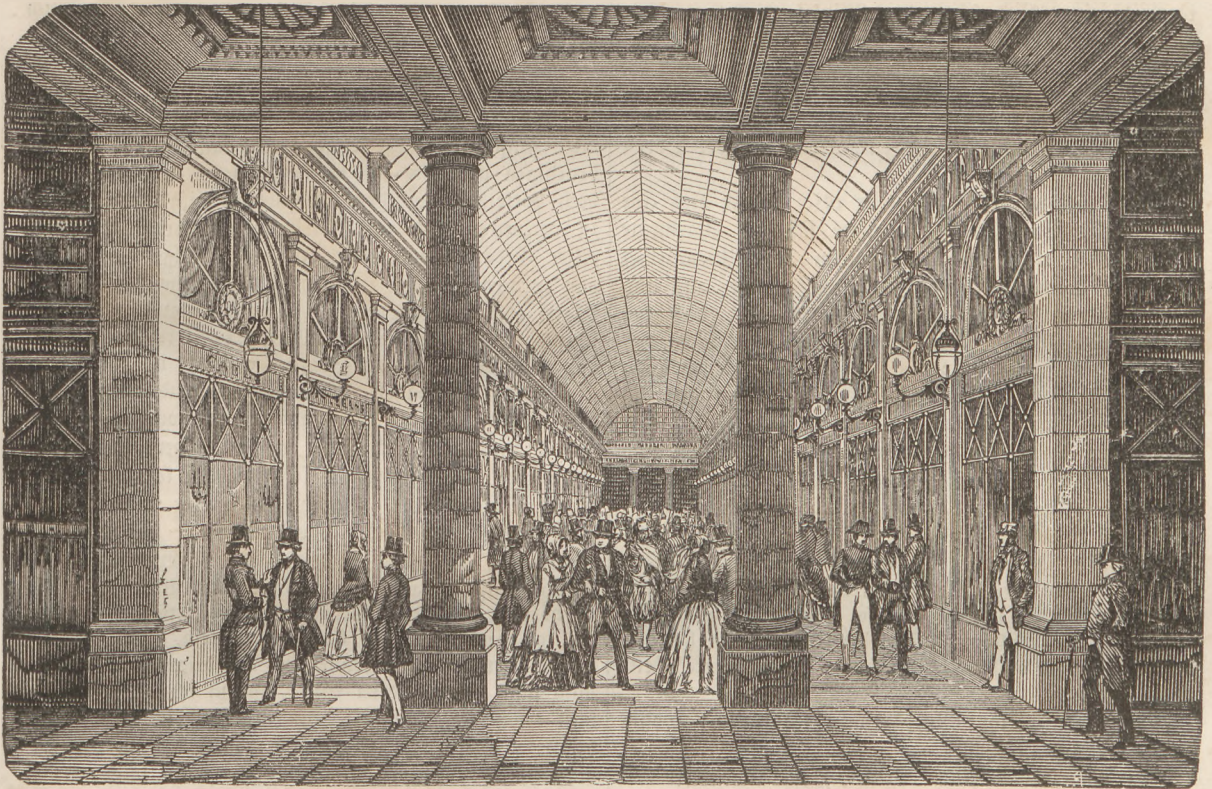
für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 447.]

Neue Folge. Neunter Jahrgang.

[26. Juli 1851.

Das Palais Royal in Paris.



Vergleiche Pfennig-Magazin, Jahrgang 1833, Nr. 2.

Ein Zweikampf auf Leben und Tod.

(Beschluß.)

Jeder von uns erwartete begierig die erste Explosion, die den Anfang des Kampfes ankündigen sollte. Aber vergebens horchten wir fünf Minuten lang, zehn Minuten, zwanzig Minuten, nicht das geringste Geräusch ließ sich hören. Unsere Beängstigung war auf den höchsten Grad gestiegen, als endlich nach Verlauf von ungefähr einer halben Stunde ein Pistol abgefeuert wurde. Obgleich unser Ohr auf diese Explosion vorbereitet war, ließ sie uns doch erbeben, als wenn die Kugel uns Alle hätte erreichen können. Der ersten Explosion folgte der Wiederhall eines breiten Schritts,

ein zweiter Schuß . . . dann das Geräusch zweier sich kreuzenden Messerklingen, endlich ein, aber kurzes Ringen Körper an Körper, das mit einer Rückkehr des Schweigens endete.

Es ist aus, sagte der Major halblaut, ich verdoppele die Wette.

Ehe die andern Wetteer sich berathen hatten, um ihm zu antworten, hörte man einen dritten Knall, dem gleich darauf ein vierter folgte. Noch einmal kreuzten sich die Messer, der Conflict zog sich diesmal mehr in die Länge. Aber endlich ward das Aneinandersto-

fen der Klingen weniger häufig, das Seklir schwächer, ein Körper stürzte mit einem schweren Falle auf den Boden Noch einen Augenblick, und wir unterschieden einen zweiten Fall.

Man muß die Thür öffnen, sagte der Major.

Dieser Vorschlag wurde von den andern Wethern zurückgewiesen, welche sagten, daß, wenn der Kampf noch nicht zu Ende wäre, der geschickteste der beiden Gegner das eindringende Licht benutzen könnte, um dem Andern das Garaus zu machen. Wenn ich mich recht erinnere, brachten wir noch etwa 20 Minuten zu, um mit verdoppelter Aufmerksamkeit zu horchen; aber wir hörten nichts mehr. Nachdem Herr Gaveston die Lampe auf der Treppe angezündet und Einem von uns eine Fackel in die Hand gegeben, öffnete er die Thür. Wir stürzten Alle auf einmal in den Bodenraum hinein. In einem der Winkel, fast gegen die Mauer gedrückt, sahen wir einen Haufen von etwas Nothem Es waren die beiden Körper, wund gestochen, verstümmelt, blutig, einer auf dem andern. Man hob sie auf, und ein unwillkürliches Beifallsgemurmel entstand, als wir entdeckten, daß der Oberst unten lag.

Aber war er todt? Er war es! Sowie dies eine ausgemachte Sache war, begnügte sich die allgemeine Zufriedenheit nicht mehr mit einem leisen Gemurmel sie brach in ziemlich deutliche Worte aus und ward vollkommen, als wir hoffen konnten, daß der Sieger noch lebte. Man brachte ihn sogleich in das Zimmer des Herrn Gaveston, wo er durch Nischen an Salz wieder zur Besinnung kam. Man brachte ihn mit Vorsicht zwischen den feinsten Linnen des Wirthshauses zur Ruhe, wusch ihn mit warmem Wasser und sein alter Kollege, der gerufen wurde, verband ihn nach den Regeln der Kunst D, er litt lange, aber seine Wunden vernarben alle, und gänzlich wiederhergestellt, hörte er sich den Befreier der Gegend nennen. Was den Major betrifft, der dem Oberst wie ein Schatten nachfolgte, so wartete er nicht einmal, bis der Leichnam seines Unzertrennlichen beerdigt wurde, um zu verschwinden, indem er seine letzte Bette zu bezahlen vergaß.

Und der Doctor Macpherson, fragte ich, wohnt noch immer in Florida?

Ja wohl, und seine Wohnung ist nicht weit von hier; ich bin sicher, daß er mit Vergnügen einen Schotten aufnehmen würde, wenn Sie ihn vielleicht zu besuchen wünschten.

Den folgenden Tag ließ ich mich, ermuthigt durch die Hoffnung auf einen guten Empfang, zum Doctor führen. Kaum war ich angemeldet, als mein Titel eines Schotten mir wirklich einen recht herzlichen Händedruck erwarb.

Gewiß, sagte mir Herr Macpherson, ich liebe Schottland als das Vaterland meines Großvaters, und noch andere Bande haben gerade hier in Florida mich an dasselbe gefesselt, ohne der Erinnerungen zu gedenken, die ich aus meinem Studentenleben mitgebracht.

Ich verbarg ihm nicht, daß die Geschichte eines außerordentlichen Zweikampfs mich zuerst begierig gemacht hätte, ihn zu sehen.

Ah! sagte er lächelnd, man hat Ihnen diese Geschichte erzählt? Nicht wahr, es war recht unbesonnen von mir, mein Leben aufs Spiel zu setzen, um einen Menschen zu tödten, der so recht dazu gemacht schien, mir Kunden zuzubringen? Aber ich war ein junger Narr, eifersüchtig auf die Romanhelden und von dem Ruhme träumend, die Niesen und Wehr-

wölfe zusammenzuhauen. Glücklicherweise wandten sich die Dinge zum Guten; der Tod dieses Meuchelmörders machte mir einen Namen, den die beste chirurgische Operation mir nicht verschafft hätte.

Wollen Sie mir erlauben, Doctor, sagte ich zu ihm, Sie um die Einzelheiten dieses Kampfes zu bitten, von dem man mir nur den Ausgang erzählt hat?

Sehr gern; ich hatte während der drei Monate, die ich das Bett hüten mußte, Zeit genug, sie meinem Gedächtnisse einzuprägen, da ich keine Muskel rühren konnte, ohne die heftigsten Schmerzen zu empfinden, so viel Messerschnitte hatte ich empfangen, so sehr war ich von den convulsivischen Umklammerungen meines Gegners gequetscht und gestochen worden. „Sehen Sie, da sind noch einige Zeugen dieses teuflischen Kampfes“, und indem er mir seine Brust zeigte, fing der Doctor eine Erzählung an, die ich hier so gut als möglich wiederzugeben versuchen will.

Als die Thür geschlossen wurde, fanden wir uns in die dichteste Finsterniß eingehüllt. Ich weiß nicht, wie es dem Oberst ging; aber mir wenigstens schien diese Finsterniß einige Augenblicke lang alle Sinne zu benahmen und wie auf meinen Augen zu liegen. Und doch hatte ich nur drei Minuten, mich zu sammeln, zu orientiren und eine Stellung einzunehmen. Mein erster Gedanke war, mich in eine richtige Entfernung von meinem Gegner zu bringen, und ohne daß er mir folgen oder die Richtung, die ich genommen, errathen konnte, wollte ich einen Winkel zu erreichen suchen, von dem aus, gegen die Mauer gestützt, ich selbst seine Bewegungen erpähen, ihn vermeiden und meinen Angriff leiten könnte. Von innen und von außen gleiches Schweigen. Ich hielt meinen Athem zurück und schlich auf den Zehenspitzen so leise, daß ich selbst meine Schritte nicht hörte. Mochte nun der Oberst einen gleichen Gedanken haben oder mochte er den meinigen vermuthen, ich hatte nicht sobald den Widerstand der Mauer gefühlt, als, einen Augenblick stillstehend, um zu horchen, ich das Geräusch seines Athems erkannte . . . er mußte mir auf den Fersen sein. Mit verdoppelter Vorsicht und demselben Schweigen wandte ich mich nach einer andern Seite, indem ich jeden Augenblick erwartete, daß wir uns zur Rechten oder Linken begegnen würden, bald zusammendrückend, um dem bevorstehenden Kampfe zu entgehen, bald mich darauf vorbereitend, den Angriff zu beginnen. Die ersten 15 Minuten verflossen vielleicht mit diesen Manövern, bis endlich, gegen die Mauer lehnd, ich beschloß, keinen Schritt mehr zu thun, ehe ich nicht über die Annäherung oder Stellung meines Feindes im Klaren wäre. Ich sagte mir, daß Unbeweglichkeit meine beste Taktik wäre, weil der Oberst, aufgeregter als ich, nothgedrungen sich zuerst verrathen müßte; aber ich hatte gut horchen, ich hörte nichts. Der Oberst hatte also dieselbe Berechnung gemacht.

Nach und nach bemerkte ich, daß meine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnten. Ich ließ sie rasch nach allen Seiten umhergehen, als ich plötzlich Etwas, wie zwei Hyänenaugen, die auf eine Beute lauerten, leuchten sah. Es waren die Augen des Obersten, die die Wuth vielleicht erglänzen machte. Sogleich gab ich Feuer, und der Schein desselben zeigte mir alsbald den Oberst, den Arm gegen mich ausgestreckt und seinerseits Feuer gebend; wir verfehlten uns, stürzten aber zu gleicher Zeit Einer auf den Andern los, und die losgefeuerten Pistole durch das Messer ersendend, stießen wir gegeneinander. Ich begriff, daß er mich in seine Arme zu bekommen suchte; aber es gelang mir, ihm

zu entgehen, und so fanden wir uns von neuem getrennt, von neuem unbeweglich, von neuem ganz Aufmerksamkeit, um uns zu entdecken. Wahrscheinlich hörte er mich athmen oder eine Bewegung machen, denn er feuerte seine zweite Pistole ab, deren Kugel mir die Schulter streifte, und fast zu gleicher Zeit mit seiner Kugel war er auch schon auf mir, so nahe war er schon, ehe er feuerte, oder so rasch war sein Sprung. Ich hütete mich wol, meinen zweiten Schuß preiszugeben; ich nahm mit dem Messer eine lauernde Stellung an, da mein Zweck war, nicht Körper an Körper zu ringen, sondern seine Stöße zu pariren, bis ich so gewiß war, als man es irgend in der tiefen Finsterniß sein konnte, meinen zweiten Schuß in Treffweite abzufeuern. Ich zog mich also zurück, während wir noch immer unsere Klingen kreuzten, sobald wir uns, bald mitten auf dem Schlachtfelde, bald gegen die Mauer hin, begegneten, an die wir uns denn zuletzt gegenseitig mit Hefigkeit warfen. Jetzt gelang es dem Oberst, mich in einen seiner Arme zu fassen; da ich nicht anders konnte und das ganze Gewicht seiner Umklammerung fühlte, feuerte ich endlich meine zweite Pistole ab, deren Kugel ihm in den Unterleib drang. Er fuhr noch immer fort, mit dem Messer zu plänkeln; aber nach und nach schien es mir, daß er seine letzten Stöße mit weniger Stärke beibrachte, und plötzlich fiel er hin, mich mit sich ziehend . . . Ich hatte diesen Fall erwartet, und mein ganzer Widerstand war darauf berechnet, in diesem gemeinsamen Falle nicht zuunterst zu liegen zu kommen; es gelang mir, und ich konnte ihm einen Stoß ins Herz versetzen, ehe er mich gänzlich erdroffelt hatte, denn seine beiden Hände hatten mir die Gurgel fast gänzlich zugeschnürt. Es war Zeit! Ebenso sehr durch meine Anstrengungen als durch das Blut, das ich verlor, erschöpft, glaubte ich, zugleich mit meinem Gegner meinen letzten Seufzer auszuhauchen . . . der Himmel wollte, daß ich nur ohnmächtig war; und da sitze ich denn, 20 Jahre später, und erzähle einem Landsmanne dieses schreckliche Abenteuer.

Der Kanal von Languedoc.

Der wundervolle Kanal in der ehemaligen Provinz Languedoc, welcher das Mittelmeer mit dem Ocean in Verbindung setzt, ist eins der glänzendsten Denkmäler des mechanisch-hydrostatischen Genies. Seine Länge beträgt von der Mündung am See von Thaut bis zur Schleuse der Garonne bei Toulouse 30 deutsche Meilen. Auf dieser Linie zählt man 62 Schleusen und 100 Bassins; 92 Brücken führen über den Kanal, der dagegen selbst wieder an 55 Stellen brückenartig nach Art antiker Wasserleitungen auf Arcaden ruht, unter welchen Flüsse, Bergströme und Bäche ungehindert in den alten Betten durchfließen. Besonders bemerkenswerth ist das ungeheure, von Gebirgen und einer 36 Toisen dicken Mauer eingedämmte Wasserbecken von Ferreol, das eine Stunde im Umkreise und 100 Fuß Tiefe hat. Es dient dem Kanal zum Hauptbehälter. Wenn das ungeheure Becken von dem Gebirgswasser angefüllt ist, so stürzt es in Cascaden über; ist es aber nicht ganz voll, so läßt man durch eine in der Mauer angebrachte Grotte am Fuße des Beckens Wasser ausströmen, indem man die kolossalen kupfernen Hähne öffnet, die sich am Ende von drei äußerst massiven Röhren befinden.

Der 92 Toisen lange unterirdische Lauf des Kanals durch den Malpasberg, zwischen Narbonne und Beziers, gilt für eins der denkwürdigsten Zeugnisse von der Allgewalt männlich ausdauernder, weise berechneter Menschenkraft im Kampfe mit den riesenmäßigsten Hindernissen der Natur.

Im August und September, zwischen den Messen von Beaucaire und Bordeaux, wird der Kanal abgelaufen und von 4000 Arbeitern gereinigt und ausgebessert. Die Erbauungskosten beliefen sich auf 17½ Millionen Francs. Die Unterhaltungs- und Reparaturauslagen werden Jahr aus Jahr ein zu 300,000 Francs angeschlagen; dessenungeachtet gewährt er eine ebenso hohe Summe als jährlichen Ertrag.

Anausgesetzt wird er von 250 numerirten und einregistrirten Barken befahren; sie legen den Weg von Agde bis Toulouse, je mit einem Pferde bespannt, in sechs Tagen zurück; das Postschiff macht die ganze Reise in vier Tagen.

Der Bau dieses Riesenkanals dauerte vom Jahre 1667 bis 1681. Der Baumeister, welcher den Plan dazu entwarf und ausführte, hieß Riquet. Im Pantheon ist seine Büste neben der seines Zeitgenossen Vauban aufgestellt.

Die amerikanische Moschustratte.

Die Moschustratte in Nordamerika baut sich auf Sumpfen aus Gras, Rohr und Binsen eine Wohnung, die wie ein Heuschaber aussieht. Im Verhältniß zu der Größe des Thiers ist die Menge des zu solchen Wohnungen verwendeten Materials erstaunlich, denn sie beträgt oft fast eine ganze Wagenladung. Wenn man sich in sie hineingearbeitet hat, findet man im Innern wohlangelegte Kammern, gleichsam in mehren Stockwerken übereinander, auch einen Gang hinunter an den Spiegel des Wassers, sodas die Matten tauchen und ohne sich zu zeigen wieder in ihre Wohnungen zurückkehren können. Gras und Rohr riecht stark nach Moschus.

Damen haben keine Füße.

Unter der Regierung Philipp's IV. von Spanien (im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts) kam der Fall vor, daß seiner Gemahlin einmal das Pferd durchging, sie herabstürzte und im Steigbügel hängen blieb. Der schrecklichste Tod wäre ihr Schicksal gewesen, wenn nicht ein paar Edelleute vom Hofe herbeigesprungen wären, wovon der Eine das Pferd aufhielt und der Andere ihren Fuß frei machte. Diese Geistesgegenwart hätte dem Letztern beinahe den Kopf gekostet. Er hatte den Fuß der Königin berührt, und die Königinnen Spaniens sollten keine Füße haben! Niemand sollte davon sprechen, am wenigsten, die Kammerfrau ausgenommen, sie berühren. Himmel und Hölle mußten in Bewegung gesetzt werden, ihm das Leben zu erhalten. Kaum scheint so etwas möglich; aber an Höfen sind wol noch andere Dinge vorgekommen. Eine Stelle in dem Lustspiele des spanischen Dichters Moreto: „Donna Diana“ macht sich, scheint es, gerade recht über diesen Vorfall lustig. Der Gracioso (die komische Person in den spanischen Stücken) gibt der Donna Diana den Rath, sich gegen Kopfweh ein paar Streifen Tacamacapflaster aufzulegen, dann würden sie die Füße weiter tragen. Stolz

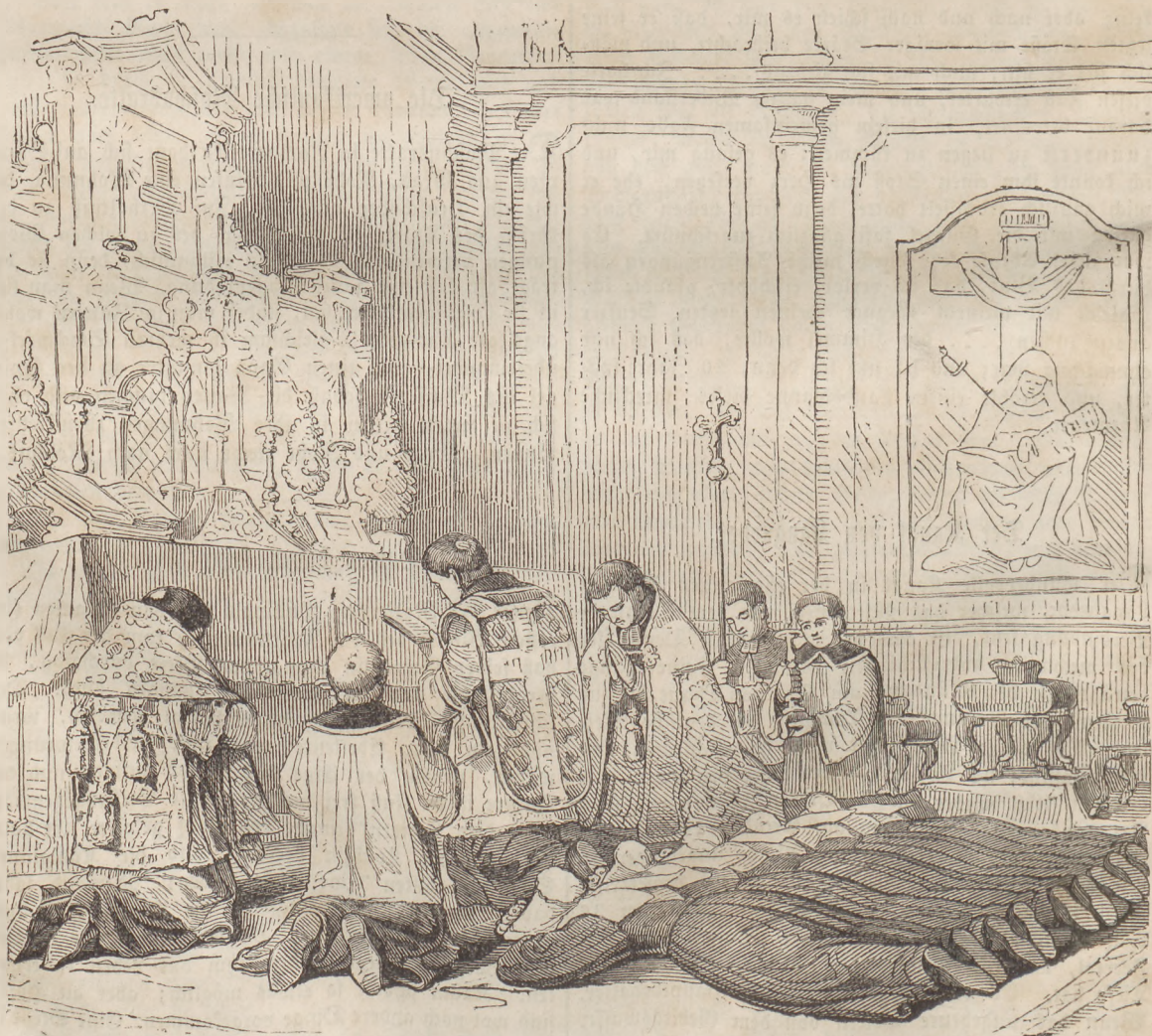
und empfindlich erwiderte ihm aber die Donna: „Damen haben keine Füße.“ „Eben darum sag' ich, daß sie dich tragen sollen!“ versteht der Gracioso darauf. Da Moreto gerade um die Zeit lebte, wo die Königin den Unfall hatte, so mag doch Mancher empört worden sein, als er von den Folgen hörte, und der Spaß in seinem Stücke einen gewaltigen Eindruck gemacht haben, während man ihn jetzt kaum mehr versteht.

Noch aus späterer Zeit wird eine ähnliche, wenn auch minder traurige Anekdote der Art erzählt. Als eine französische Prinzessin nach Madrid reiste, da sie mit dem Könige vermählt worden war, brachte ihr der Rath einer kleinen Stadt, wo Strumpf- und Handschuhfabrikation vorherrschte, Muster von beiden als Zeichen der Ehrfurcht. Die Handschuhe nahm der

Oberhofmeister der jungen Königin in Gnaden an, aber wegen der Strümpfe gerieth er schrecklich in Zorn; denn, sagte er: „Ihr sollt wissen, daß die Königinnen von Spanien keine Füße haben.“ Die junge Königin deutete dies wörtlich und schrie nun hell auf vor Schreck, denn sie dachte schon, daß man sie ihr in Madrid abschneiden würde.

Es muß übrigens diese zur zweiten Natur gewordene Ziererei der spanischen Damen sehr alten Ursprungs sein, denn als Isabella von Castilien 1504 starb und die letzte Dlung erhalten sollte, ward sie mit größter Mühe berebet, zu diesem Zwecke ihre Füße zu entblößen, was von vielen spanischen Schriftstellern jener Zeit als Beweis ihres regamen Zart- und Anstandesgefühl angeführt wird.

Einkleidung von Nonnen in den Orden der barmherzigen Schwestern.



Die Hängebrücke zu Freiburg in der Schweiz.



Vergleiche Pfennig-Magazin, Jahrgang 1836, Nr. 180.

Die Kette des Glücks und Unglücks.

Am 15. October 1809, Tags darauf, als der Friede in Wien unter Kanonendonner öffentlich bekannt gemacht worden war, war auch Kaiser Napoleon entschlossen, abzureisen. In Schönbrunn, wo er sich aufhielt, war Alles zur Reise bereitet und die Wagen standen angespannt. Da trifft es sich, daß Herr Denon, durch eine der Galerien gehend, den Huissier, welcher vor den Zimmern des Kaisers steht, lebhaft mit einer Frau sprechen sieht, die ihm (dem Kenner des Morgenlandes) ein orientalisches Ansehen zu haben scheint, obwohl sie europäisch gekleidet ist. Er tritt hinzu, erkundigt sich und erfährt, daß diese Frau die Witwe eines französischen Offiziers ist und dringend in einer Art von Verzweiflung mit dem Kaiser zu sprechen verlangt; aber der Huissier hat Befehl, Niemand mehr vorzulassen und die Unglückliche ist außer sich vor Angst. Denon nähert sich ihr, redet sie an und sie erzählt ihm ihre Geschichte. Sie ist in Konstantinopel geboren (wahrscheinlich eine Griechin, wie die Folge zeigt) und mit ihrem Manne, einem türkischen oder griechischen Kaufmanne, vor einigen Jahren nach Venedig gekommen. Hier starb oder schied sich ihr Mann von ihr; kurz, sie wurde frei und in den Stand gesetzt, über ihre Hand zu bestimmen. Sie lernte einen französischen Offizier kennen, trat zur katholischen Religion über, heirathete den Offizier und lebte mehre Jahre in einer zufriedenen Ehe, bis es ihr einfiel, eine Erbschaft oder einen Theil ihres zurückgelassenen Vermögens in Konstantinopel zu holen. Sie machte sich auf den Weg nach ihrer Vaterstadt; indessen bricht der Krieg aus und ihr Mann geht mit der italienischen Armee nach Ungarn. Sie kann die Rückreise nun nicht mehr

zu Wasser machen und ist entschlossen, sich den Beschwerlichkeiten der Landreise auszusetzen. Glücklicherweise gelangt sie bis an die türkische Grenze; hier wird sie von einer wilden Horde, welche das Land durchstreift, überfallen und als türkische Unterthanin eines Theils ihrer Habe beraubt. Mit dem Reste setzt sie ihren Weg fort, bis sie einem Trupp Kroaten in die Hände geräth, die sie als französische Offiziersfrau ganz ausplündern. Von Allem entblößt, mit Mangel und Noth kämpfend, erreicht sie mühsam die Gegend von Raab, wo die italienische Armee steht, wo sie ihren Gemahl und bei ihm Schutz, Trost und das Ende ihrer Leiden zu finden hofft. Sie kommt an, forschet nach ihm, man führt sie dorthin, wo sein Regiment steht; schon glaubt sie in seine Arme zu eilen — er ist vor drei Tagen an einer Wunde gestorben, die er in der letzten Schlacht erhalten. Niedergebeunert durch diese Nachricht, aller Hoffnung auf Lebensglück beraubt, verlangt sie nun, daß man ihr den letzten Trost nicht versage, sie will an die Stelle geführt werden, wo er begraben liegt, sie will sein Grab öffnen lassen, um ihn noch einmal zu sehen — man schlägt ihr auch dies ab. Vernichtet, verzweifelnnd wünscht sie sich den Tod, aber er, der so oft mit kalter Hand sein Opfer aus dem Schooße des Glücks holt, verschmäht es dann, wenn es sich ihm lebensmüde und trauernd selbst anbietet. Sie lebt, sie muß leben und die Zukunft starrt sie düster und grauenvoll, im Kampfe mit Mangel und Elend, in einer öden unbekanntem Welt, unter einem fremden Volke an.

Da fällt ein Strahl von Hoffnung in ihre Seele. Napoleon ist noch in Wien, die Wittwen seiner gelieb-

benen Tapfern haben Ansprüche auf die Unterstützung des Staats; sie entschließt sich unter tausend Mühseligkeiten, wie sie in ihrer Lage unvermeidlich sind, hierher zu gehen. Sie kommt an, eilt nach Schönbrunn, betritt das Schloß mit dem Muthe Desjenigen, der im Schiffsbruche das letzte Bret ergreift, und hört, der Kaiser sei bereit, in den Wagen zu steigen und spreche Niemand mehr. Das ist zu viel für sie, das macht das Maß ihres Unglücks voll — und in dem Augenblicke findet sie Denon. Sie zeigt ihm ein Memoire, das sie selbst aufgesetzt hat; es enthielt in wenig kurzen, aber äußerst nachdrücklichen Sätzen Alles, was der Kaiser zu wissen nöthig hat, ihre ganze Geschichte, und stößte durch die Art der Darstellung Achtung für die Schreiberin ein. Denon sinnt nach, ob es nicht möglich wäre, der Unglücklichen Audienz beim Kaiser zu verschaffen oder ihn wenigstens mit ihrer hilflosen Lage bekannt zu machen; er nimmt das Memoire und geht damit zum Staatssecretär Maret, dem Herzog von Bassano, der noch vor des Kaisers Abreise ein kurzes Geschäft von einigen Minuten mit ihm abzu thun hatte. Auch ihn interessirte das Memoire, und er entschließt sich zu versuchen, was sich thun ließe.

Als sein Geschäft mit dem Kaiser zu Ende ist, überreicht er ihm das Memoire, macht ihn aufmerksam auf den Geist, in welchem es geschrieben ist, auf das besonders widrige Schicksal der verlassenen Frau.

Wie viel gebührt ihr Pension nach dem Range ihres Mannes? fragte der Monarch, indem er die Feder zur Hand nimmt.

Maret nennt die Summe; sie ist äußerst unbedeutend.

Damit kann sie nicht leben, ich werde ihr 600 Francs aussetzen.

Maret nützt die freundliche Stimmung seines Gebieters und verbreitet sich über die traurige Lage der Frau.

Dann sind auch wol 600 Francs nicht viel — sie soll 1000 haben! Aber wie mache ich es, um den Schweif der Sechse wegzubringen? Ich kann keine Eins mehr daraus machen.

Maret schwieg.

Nun, so setze ich die Eins vor die Sechse, und sie mag 1600 Francs haben. Hiermit stand der Kaiser auf.

Maret dankte ihm gerührt im Namen der Unglücklichen, aber kühner gemacht durch die Güte des Monarchen, wagte er zu bemerken, daß die Frau gegenwärtig von Allem entblößt und in einer dringenden Verlegenheit sei.

Nun dann, sagte der Kaiser, so gebe man ihr gleich zum Anfange einen jährlichen Betrag ihrer Pension!

Maret's und Denon's Wünsche waren erfüllt. Der Letztere überbrachte mit freudiger Eile die huldvolle Entschliebung des Kaisers und das Geschenk von 1600 Francs in Napoleonsdorf.

Zitternd vor frohem Schrecken empfing sie die Frau unter Segenswünschen für Die, welche sich ihrer so milde angenommen hatten, und wollte die Goldstücke zu sich stecken. Die Freude machte sie unbeholfen, drei Napoleons fielen auf die Erde; Denon hob sie auf und wollte sie zu den übrigen legen.

Nein, sagte die Frau, indem sie sie davon sonderte, in echt orientalischem Geiste, nein, die dürfen nicht bei den übrigen bleiben, sie haben Unglück in sich.

Verblüffung.

Ein wandernder Schauspieler hatte sich bei Montreux im Waadtlande verirrt und watete mitten durch eine Wiese, um wieder auf den rechten Weg zu kommen. Da stürzt ein Bauer aus einer nahen Hütte auf ihn zu und ruft ihn zürnend an: „Ich pfände Euch, Ihr müßt mir Strafe zahlen! Wer heißt Euch mein Gras zertreten? Wer seid Ihr?“

Wer ich bin? antwortete der Schauspieler, indem er sich in Postur setzte.

Je suis un voyageur que l'ennui décourage;
Mes pères m'ont frayé ce pénible chemin;
Mes pères ont passé, je passe et mon voyage
Est déjà proche de sa fin.

Diese Strophe Racine's verfehlte ihre Wirkung nicht. Der Bauer zog seine Mütze ab und sagte ganz höflich: „Das habe ich nicht gewußt. Nehmen Sie es nur nicht übel, lieber Herr! Reisen Sie glücklich!“

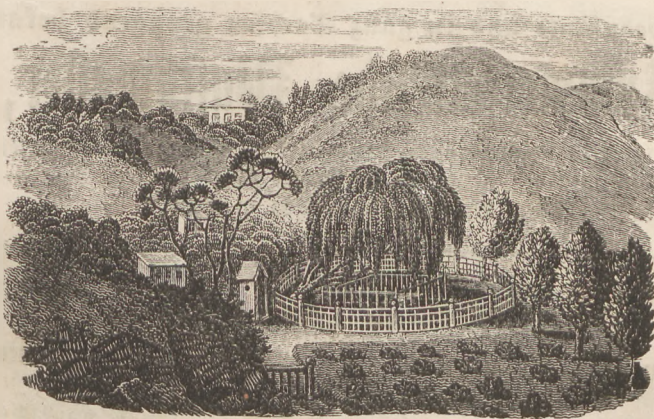
Der Zackenfall im Riesengebirge.

Das Riesengebirge wird mittels der Eisenbahnen künftighin immer mehr mit dem Harz und der Sächsischen Schweiz ein schönes Kleeblatt bilden, ohne daß die beiden letztern deshalb weniger besucht werden; denn jede dieser Gebirgspartien hat ganz eigenthümliche Reize, die sich äußerst selten miteinander anders vergleichen lassen, als insofern man den Unterschied zwischen ihnen darthun will. Die ganze Sächsische Schweiz z. B. bietet nirgends das wilde Chaos dar, wie es das Bodeenthal im Harze gewährt, und der ganze Harz hat nirgends wieder das sanfte und liebliche Bild, wie es der Brand, die Bastei oder der Königstein in jener durch die Elbe abspiegelt. Gerade so hat auch das Riesengebirge seine eigenthümlichen Schönheiten. Den Genuß, welchen ein Besuch des Prudelsbergs bei Stohnsdorf (etwa zwei Stunden von Hirschberg), des Kynast, des herrlichen Parks in Erdmannsdorf verschafft, findet man weder im Harze noch in der Sächsischen Schweiz, und ebenso wenig haben diese einen Wasserfall, wie ihn hier der Kochel- und der Zackenfall zeigen, obschon sie beide wieder unbedeutend gegen die sind, welche der Rhein bei Schaffhausen, der Traunfluß und so manche Bäche gewähren, die man in Salzburg, in Tirol, in der Schweiz findet. Von den letztern aber abgesehen, erregt namentlich der Zackenfall, nördlich von dem unendlich weit ausgedehnten Dorfe Schreiberschau gelegen, bei schöner Witterung ein unbeschreiblich wohlthuendes Gefühl. Die Natur hat hier Alles aufgeboten, Schönheit und Anmuth mit Größe und Erhabenheit zu paaren. Durch einen herrlichen Wald, dessen Boden mit Himbeer-, Erdbeer- und Heidelbergesträuch bedeckt ist, steigt man empor und hört schon von ferne das Brausen durch die schwarzen Tannen, Kiefern und Lärchen, welche dem Blicke nicht viel Spielraum gestatten. Endlich öffnet sich eine lichte Stelle des Waldes, wo Tische und Bänke und ein Wohnhaus verkünden, daß man das Ziel erreicht habe; man ist volle 2000 Fuß über der Meeresfläche. In einer kleinen Entfernung sieht man das Felsenbett, von welchem das Wasser sich in die Tiefe hinabstürzt. Hohe Granitwände, so schnurgerade als wenn sie der Steinweg mit dem Meißel behauen und mit dem Loth abgemogen hätte, stehen zu beiden Seiten und hinten

zwischen ihnen rauschen die klaren Fluten, in weißen Schaum aufgelöst, mindestens 200 Fuß tief hinab, um dann wie in einem prachtvollen Palaste über unzählige Felsenstücke, die durch den Einfluß der Luft und des Wassers und der rollenden Eismassen im Frühlinge abgerundet sind, brausend und zürnend dahinzurollen. Wer im Harze die Bode von der Teufelsbrücke bis unterhalb Thala besucht hat, wird sich von diesem Theile des Zackenfalls und seinem Bette einen sehr deutlichen Begriff machen können; nur ist das Thal der Bode hier schon viel breiter als das des Zackens. Ueberhaupt bietet dieses Naturschauspiel des Riesengebirges zwei ganz verschiedene Gesichtspunkte, den einen in der Höhe nach der Tiefe hinab und gerade aus, den andern in der Tiefe und den Blick nach oben gerichtet. Sind wir oben, so scheint eine Wand von Granit von einem alten gothischen Palaste dazustehen, aus dessen Mauern Gebüsch und Bäume entsprossen sind. Nur hier und da ragt eine kahle Felsen Spitze durch die Fichten, Eschen, Kiefern und Tannen heraus; nach hinten aber dehnt sich eine Wiesenfläche aus, in welcher der Zacken sanft murmelnd dahinfließt, daß man es gar nicht für möglich halten sollte, als könne dies stille Gewässer so schäumen, so brausen, so toben, so donnern. Aber eben in diesen scheinbaren Widersprüchen hat die Natur hier das Meisterstück einer Parkanlage geschaffen und die herrlichsten Baumgruppen vereinigt, einen Wiesenplan zu schmücken, sowie die Wiesenmauern aufgethürmt, zwischen denen dann der klare Bach seine Kräfte kennen lernen soll. Hat man ihn so von oben betrachtet, so steige man zu seinem Bette hinab. Die Stufen, welche meist von Felsenstücken gebildet wurden und zuletzt in einer Treppe oder Leiter endigen, sind sicher zu betreten und ohne große Anstrengung hinab- wie zurückzulegen. Unten führen dann andere Felsenstücke und auch

wol einzelne Balken weiter hin, daß man fast bis an den Wasserfall auf der linken Seite desselben gelangen kann, und jetzt kommt er nun mit voller Kraft herabgebraust. Es findet hier eine kleine Täuschung statt, die Jeder, welcher den Amfelsfall oder den kleinen Fall am Kuhstalle in unserm meißner Hochlande besuchte, leicht errathen wird. Der Zackenfall hat nämlich ein Bette von wol 20–30 Fuß Breite, das er aber nur im Frühjahre oder nach gewaltigen Regengüssen völlig ausfüllt; im Sommer nimmt er kaum den fünften Theil davon ein, und deshalb wird eine große Menge des Wassers oben geschützt, bis die Besucher unten angekommen sind und den rechten Standpunkt eingenommen haben, das große Schauspiel ins Auge zu fassen. Das Schutzbret fliegt oben heraus, die Wenigsten bemerken es, und sie sind am besten daran, wenn nun die freigewordene Flut übereinander herabstürzt, als wolle sie die verlorene Zeit einholen. Es wird der Genuß dadurch verdorben, wie durch alle Masken, die man der Natur aufdringt, um sie fünf Minuten lang spielen zu lassen. Jedoch läßt es sich entschuldigen. Zu der Zeit, wo die Wassermenge jeden Zoll ihrer Breite ausfüllt, nicht Raum genug hat und viele hundert Klaftern Holz mit sich führt, das bis weit unten in der Ebene die Wohnungen der Menschen wärmt, zu der Zeit kann Keiner das große Schauspiel genießen als Der, welcher dafür den wenigsten Sinn hat, z. B. der Holzhauer. Der zärtliche Städter würde es in dieser Jahreszeit unter dem Schnee, dem eisigen Regen nicht aushalten und in den Pfaden, die hinaufführen, zu versinken oder auf ihnen Hals und Beine zu brechen fürchten. Und so muß er schon für die Nachhülfe dankbar sein, die ihm in dem trockenen Sommer zu sehen gestattet, was er im Frühlinge oder wasserreichen Herbst in viel größerem Maße unmittelbar aus der Hand der Natur haben könnte.

Napoleon's Grab auf St. = Helena.



Seitdem die irdischen Überreste Napoleon's von St. = Helena entfernt worden sind, scheint sein Grab alle Anziehungskraft verloren zu haben. Es ist fast ganz so geblieben, wie es die Franzosen verlassen haben; es

ist offen, die einfache Steinplatte, welche es deckte, liegt daneben. Die Trauerweiden, welche es beschatteten, hat man umgehauen und jedes Stückchen derselben zu Dosen und andern Spielereien verarbeitet.

Mannichfaltiges.



Ein griechischer Begräbnißplatz auf den marathonischen Feldern ist bei Serkom, einem Dorfe in Attika, etwa vier Meilen von Athen, aufgefunden worden. Man hatte neuerdings mehre Sümpfe auf jenen Feldern ausgetrocknet und angebaut. Bei diesen Arbeiten wurden Gräber geführt und in einer Tiefe von sechs Fuß stieß man auf einen altgriechischen Begräbnißplatz. Man erlangte durch mehre ziemlich gut erhaltene Inschriften die Gewißheit, daß diese Gräber zu Ehren der in der berühmten Schlacht von Marathon gefallenen Krieger ausgeführt worden seien. Man hat nun die Nachgrabungen unter der Leitung des französischen Archäologen Dupeyron fortgesetzt.

Das Dörfchen Auteuil, 100 Schritte vom boulogner Wäldchen bei Paris, ist ein Normaldorf, wie es die Eldoradofabrikanten sich nur irgend wünschen können. Zweistöckige niedliche Häuser mit grünen Jalousien und eisernen Gitterthoren, aus denen sorgfältig gekämmte Rasenplätze mit ihren Blumeneinfassungen dem Vorübergehenden zuwinken — Alles sieht so geschneigelt und gebügelt aus, als wäre es eben für die londoner Ausstellung ausgepackt worden. Die Bauern von Auteuil gehen mit glanzledernen Stiefeln und Seidenhüten auf das Feld; die Frauen und Mädchen tragen sich nach den Mustern der Modistinnen aus der Rue Vivienne in Paris. Ein Rätchen und eine Jeanette, einen Jacques oder Nicolas gibt es im ganzen Dorfe nicht mehr, es gibt nur Evelinen und Angelikas, Eugens und Arthurs. Der Nachtwächter heißt Alfred und trägt umgeschlagene Vatermörder und eine Lognette. Sechs Monate hindurch ist es

still und öde in Auteuil, aber mit dem Erwachen des Frühlings zieht Leben ein; Engländer, zurückgezogene Banquiers, alte Pächter und Einnehmer ziehen mit dem ganzen Train ihrer männlichen und weiblichen Dienerschaft ein und rühmen es mit einem Munde, es gehe nichts über das Leben in einem Dorfe, das eine Vorstadt von Paris bildet.

Der rettende Galgen. Es kommt wol noch jetzt vor, daß sich in die Straßen bevölkerter ostindischer Städte ein reizendes Thier verirrt und daselbst geschossen werden muß. Valentia erzählt, daß drei Soldaten vor den Thoren Batavia vor einem Tiger flüchten mußten und auf einen Galgen hinaufkletterten, um welchen herum die Bestie sie lange belagert hielt — gewiß ein seltener Fall, wo der Galgen den Hinaufsteigenden ein Rettungsmittel wird.

Der Bodensee, der König der deutschen Seen, mag sich immerhin den Namen des Schwäbischen Meers zulegen. Ueber fünf Stunden breit, nach Osten und Westen immerhin unabsehbar, im Ganzen 18 Stunden lang und 9 Quadratmeilen groß mit einer Uferlänge von 27 Meilen, ist er im Stande, den vollen Eindruck des Meers zu machen, an welchem selbst man so reich mit Obst, Wein und Dertschaft an Dertschaft umzäunte Ufer nirgends hat. Einem solchen Prachtgemälde zu Liebe thut denn auch die Sonne ein Ubriges und zaubert, namentlich beim Auf- und Niedergang, über Höhen und Tiefen Beleuchtungen hin, die kein Pinsel, geschweige eine Feder schildern kann.

Fallas de St. = Joseph heißen in Valencia in Spanien theatralische Figuren, welche am Vorabend des Josephstags (19. März) vor allen Häusern und Werkstätten der Tischler und Zimmerleute ausgestellt werden, leichte hölzerne Gerippe in Lebensgröße, die man nach dem gehörigen Charakter mit Masken, papierernen Kleidern, Frisuren u. s. w. artig herauszustaffiren sucht. Am Josephstage selbst werden alle diese Figuren mitten auf den Straßen auf hohe Scheiterhaufen gesetzt. Die ganze Bevölkerung zieht durch die Straßen, die Figuren und Gruppen sich zu beschauen; mit einbrechender Dämmerung wird Feuer an die Reiskbündel gelegt und die ganze Herrlichkeit geht zum großen Ergöhen der jubelnden Menge in hellen Flammen auf.

Das berühmte und in ganz Sachsen genügend bekannte

Kummerfeld'sche Waschwasser,

worüber jeder Flasche gerichtlich beglaubigte Zeugnisse beigegeben werden, ist einzig und allein — die ganze Flasche zu 2 Thlr. 5 Ngr. — die halbe Flasche zu 1 Thlr. 10 Ngr. — die Viertelflasche zu 20 Ngr. — zu beziehen von **Dr. Ferd. Jansen** in Weimar.

Durch alle Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz ist zu beziehen:

Das goldene Familienbuch,

oder der köstlichste Hausschatz für jede Haus- und Landwirthschaft. Dritte Auflage. 1 Thlr. (10,000 Exemplare gedruckt!)

Alle Recensenten nennen dieses Buch „einen goldenen Schatz“ — „einen Hausschatz im wahren Sinne des Worts, der wahrhaften Nutzen bringt.“ Es ist ein Buch, das auch dem Unbemitteltesten **Hundertfach** Mittel und Wege zeigt, sich eine sorgenfreie und glückliche Existenz zu sichern.

Verlag von **L. Garcke** in Merseburg und Leipzig.